

Begegnungen mit Rudolf Tschäpe

(9. Juli 1943 – 14. April 2002)
von *Karl-Otto Eschrich*, 8. August 2020

Rudolf Tschäpe war ein Arbeitskollege und Freund. Er wurde mir bereits von meinem Schreibtischnachbarn angekündigt. Rudolf hatte wie ich in Jena Physik studiert, war aber drei Jahre über mir. Ich hatte ihn aber dort nicht kennengelernt – er war mehr als eine „Studentengeneration“ älter als ich. Er wurde nach dem Studium zum Wehrdienst eingezogen, verweigerte aus christlicher Gesinnung und in Opposition zum Staat den „Dienst an der Waffe“ und wurde so „Bausoldat“ mit der Aussicht auf Diskriminierung im zivilen Leben. Dem begegnete Rudolf mit seinem Kontakt mit dem weltbekannten Astronomen Cuno Hoffmeister in der grenznahen, zu Neustadt bei Coburg liegenden Kreisstadt Sonneberg. Hoffmeisters ehemals private Sternwarte lag in Sonneberg-Neufang, hoch über der Stadt. Dort wurde Rudolf unter Umgehung der Leitung der Akademie der Wissenschaften der DDR, zu der die Sternwarte inzwischen gehörte, als wissenschaftlicher Mitarbeiter eingestellt. Er suchte und untersuchte Fotoplatten nach veränderlichen Sternen, Hofmeisters Steckenpferd, welches dieser erfolgreich begründet hatte und weshalb die Amerikaner nach ihm einen Mondkrater benannten.

Dieses ist allerdings nicht Rudolfs Berufsziel gewesen, deshalb hätte er nicht Theoretische Physik studieren müssen, mit spezieller Richtung der Einsteinschen Relativitätstheorie. Ganz so „theoretisch“ ist er dann nicht in Potsdam im Astrophysikalischen Observatorium auf dem Telegrafenberg gelandet, sondern in einer kleinen Abteilung, die sich mit dem Aufbau von Sternen befasste. Letztlich war dies für ihn ein Arbeitsgebiet, welches genug Freiraum für seine anderen Interessen bot; ausserdem bildete das Institutsgelände eine grossartige Gartenanlage mit dem Ensemble der historisch bedeutsamen Gebäude, Wirkungsstätte bedeutender Astrophysiker wie Karl Schwarzschild. Sein neues personelle Umfeld hätte kaum besser sein können, wozu ich mich ganz unbescheiden selbst zählen möchte. Auf dem ersten Blick fanden wir Zuneigung und Vertrauen. Ich gehörte allerdings einer anderen Abteilung an, was eher günstiger gewesen

ist. Zu der Zeit hauste ich in einer kleinen Abstellkammer unter dem Dach des Bibliotheksgebäudes, mit Blick durch zwei winzige Fenster auf den weltbekannten Einsteinturm. In einer Etage tiefer befand sich unter anderem das Arbeitszimmer von Rudolf und Helmut Domke, eines renommierten Physikers auf dem Gebiet des Strahlungstransports.

Was insbesondere mich betrifft, gibt es wohl niemanden, mit dem ich nicht irgendeine Reibungsfläche hätte. War ich doch gewohnt alleine zu vegetieren, Sonderling oder zumindest Einzelgänger, traf dies nicht so stark auf Rudolf zu. Er wollte mit mir Frühstück machen, legte Wert auf frische Brötchen und brachte mir bei Frühlingszwiebeln zu schnippeln und unverarbeitet zu essen. Ein echter Naturköstler. Ich hatte die Butter, Honig und Marmelade und Konfitüre beizusteuern. Nach wenigen Wochen wurde mir dieses Frühstück einfach zu teuer. Meine Scheibe Brot war billig, ein Stück Butter reichte für Frühstück und Abendbrot wenigstens eine Woche, Rudolf hingegen liebte die Butter dermassen, dass er eine halbe Packung pro Frühstück verspeiste. Das konnte so nicht weitergehen und ich beendete die Abmachung. Ich musste sparsam sein, mein Anfangsgehalt brachte gerade 550 DDR-Mark (750 brutto); ein Werkzeugmacher hatte mindestens 800 Mark in der Lohntüte, jedenfalls fünf Jahre zuvor, als ich meine Lehre als Mechaniker/Werkzeugmacher in Oberlind/Sonneberg beendet hatte. Dabei wurde ich bereits in der zweiten Gehaltsstufe als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Akademie der Wissenschaften der DDR eingestellt. Das war der Preis dafür, das Hobby als Beruf gewählt zu haben.

Die nächste und eigentlich letzte Inkompatibilität mit Rudolf liess nicht lange auf sich warten. Ich machte mindestens einmal in der Woche einen Langlauf auf dem Luckenwalder Weg durch die Ravensberge, meist bis zum Caputher Heuweg, manchmal bis zur Bahnlinie des Berliner Aussenringes. Zwar mit gewisser Anstrengung, aber nicht wie ein Leistungssportler. Spass musste es machen und ein Blick in die Natur war erheiternd. Rudolf kam alsbald auf die Idee mitzulaufen, täglich. Er nahm Rücksicht auf mein Tempo, dennoch war ich nach dem Lauf dermassen erschöpft, dass ich erst nach zwei Stunden mein Abendbrot machen konnte. Das hielt ich nur einige Tage durch. Deshalb hielt ich Ausschau nach einem anderen

Mitläufer, den ich bald in einem etwas älteren Arbeitskollegen gefunden hatte. Dann war das Verhältnis umgekehrt. Er lief so langsam, kaum schneller als schneller Schritt, wie ich trotz selbst auferlegte Erschwernisse, wie nur auf der Ferse den Boden berühren oder nur mit der Fusspitze, war es für ihn immer noch zu schnell. Das war für mich unmöglich, ich hätte rückwärtsgehen müssen.

Rudolf hatte einen durchtrainierter Körper, noch wenige Jahre vorher war er Mitglied in einer Radfahrer-Jugendmannschaft. Dem waren meine Beine aus den Ansprüchen des Mittelgebirges nicht gewachsen.

Während des Studiums in den oberen Semestern hatte ich einen Studienfreund mit begeistertem Interesse an der Malerei, besonders der des französischen Impressionismus. Er erweckte damit auch bei mir eine tiefe Verehrung, die bis heute anhält. Leider habe ich kaum noch eine Vorstellung von den Bildern, die er selbst gemalt hatte.

Mein Freund Rudolf hatte eine besondere Art Kontakte zu Künstlern zu finden, die andererseits durch ihn einen Zugang zur Astrophysik finden wollten, für sie ein Buch mit sieben Siegeln und mythischer Aura.

Er setzte sich für diese Künstler tatkräftig ein. Noch zur Zeit der Behinderung von Wieland Förster durch den Machtapparat der DDR-Führung mit einem Ausstellungs-, Ankaufs- und Publikationsverbot (bis 1973) bereitete er eine Ausstellung im Großen Refraktor und auf dem Gelände unseres Zentralinstitutes für Astrophysik für das folgende Jahr vor. Unter Anleitung von Wieland Förster wurden die Standorte der Grafiken und Skulpturen gefunden. Einfach ist dies für die gerade fertig gestellte „Große Neeberger Figur“ gewesen, schwierig aber für die 1971 entstandene „Große Badende“, die gerade ins Wasser hechtet. Auf dem Berg gab es kein Wasserbecken dafür, so wurde sie vor einem verworrenen Gebüsch aufgestellt (und später einmal an das Havelufer gefahren, um eine passende Umgebung für ein Foto zu haben). Rudolf war kein Praktiker. Für die notwendige Arbeit beispielsweise für den Guss der Betonfundamente spannte er mich ein. Da ich kein Werkzeug hatte, ich war von meinem Studienort Jena nach Potsdam mithilfe der Post umgezogen, indem ich eine Ladung mit Kartons dort aufgab, nur mit meiner Kleidung, der

Wäsche, Büchern und etwas Geschirr. Deshalb „besorgte“ mir Rudolf einen Studienfreund und „Bausoldaten“, der ebenfalls gerade nach Potsdam gezogen war und das notwendige Werkzeug hatte. Bei dieser Gelegenheit der Kontakte mit Wieland Förster erklärte er uns Merkmale künstlerisch „richtiger“ Skulpturen, u.a. wie sie aufgestellt werden müssen und seine Arbeitsprozesse, insbesondere zur Oberflächenbearbeitung und -gestaltung der Bronzefiguren. Die Ausstellung fand weiten Widerhall und Anerkennung seitens des Künstlers. Förster quälte sich damals damit, einen geeigneten Ort für die „Grosse Neeberger“ zu finden. Nachdem was er uns sagte, stellte ich sie mir auf einem der freien, unbewaldeten Hügel auf der Halbinsel Groß Zicker auf Rügen vor. Ungeschützt in freier Landschaft konnte man so eine Skulptur allerdings nicht aufstellen. Als möglicher Kompromiss hätte sich unser Standort auf dem Hügel vor dem Hauptgebäude des Institutes angeboten. Es gab dort zwar keinen Blick mit dem Hintergrund eines freien Himmels, dafür immerhin auf das historisch bedeutsame Gebäude des ersten astrophysikalischen Institutes weltweit und der Wirkungsstätte des damals grössten Astronomen Erwin Freundlich und der Physiker Albert Michelson und Karl Schwarzschild. Diese Vergangenheit ist bereits zu DDR-Zeiten von Wissenschaftsfunktionären mutwillig vergraben worden, obwohl (oder weil) es in den Jahren 1970 bis 1983 Arbeitsplatz des Begründers der Dynamotheorie kosmischer Himmelskörper Fritz Krause neben dem Ideengeber Max Steenbeck gewesen ist. Rudolf Tschäpe setzte sich, sogar mit Unterstützung von Kulturfunktionären der Stadt und des DDR-Bezirktes Potsdam, mit aller Kraft für diesen Standort ein. Die SED-Parteiführung des Institutes (und des Forschungsbereiches?) verhinderte aus für uns undurchsichtigen Gründen dieses Vorhaben.

Unter den Künstlern erregten die runden Kuppeln über den Fernrohren, insbesondere die des Großen Doppel-Refraktors mit 21 Metern Durchmesser, eine besondere Aufmerksamkeit als Orte für Ausstellungen. So wurde mit Unterstützung des Institutes eine Ausstellung der beiden Hallenser Künstler Thomas Ranft, Grafik, und Claus Lutz Gädicke, Skulptur, dort 1984 installiert. Die nur einige Zentimeter grossen Objekte wurden in einer kuppelförmigen

Glasglocke auf einem Zylinder mit gevierteiltem Raum, gleichsam einer Miniatur der Astrokuppel, aufgehängt oder aufgestellt. Der ebenso kleinformatige Katalog enthält Abbildungen der Originale im Maßstab 1:1. Mit einer Auflage von (nummerierten 40 Stück) ist er eine Rarität, dem einige Originalgrafiken beigelegt sind.

Rudolf hatte engen Kontakt zu einem Dutzend Künstlern in der DDR. Für das Institut wollte er von ihnen, finanziert vom Kulturstadtrat der Stadt, Grafiken oder Gemälde erwerben. Irgendwelche Leute der Parteiführung des Institutes witterten darin eine versteckte Provokation und verhinderten die Anschaffung der meisten Bilder. In einigen Fällen lagen sie auch nicht falsch, z. B. in Peter Rohns „Mitglied einer Kampfgruppe“. Es zeigt das Porträt eines Mannes mit Stahlhelm und massivem gitterförmigen Gesichtsschutz, dazu noch orange lackiert, der eingefallene „tote“ Gesichtszüge hatte mit typischer verlebten Haut eines starken Rauchers. Dieses Bild war zu deutlich und für das Institut untragbar. Monate später wurde es von der UNO (oder der UNESCO?) als repräsentatives Bild nichtkonformer Künstler in der DDR – mit offizieller Genehmigung – gekauft.

Überhaupt fielen in diese Zeit eine Reihe „künstlerischer“ Aktivitäten von Rudolf. Die bedeutendste war wohl das „Friedensfest in der Potsdamer Nikolaikirche 1985“. Leider erfuhr dieses Projekt massiven Widerstand eines grossen Teils der Kirchengemeinde, ihres Pfarrers und des Kantors Wolfram Iwer. Für uns war es eine bittere Erfahrung seitens einer Gemeinde der Evangelischen Kirche bei solchen Vorhaben überhaupt Ablehnung zu erfahren, wie wir sie nur von staatlichen Institutionen kannten und dort nicht einmal von allen, was von den zuständigen Personen abhing. Bei uns an der Erlöserkirche war (damals) so etwas unvorstellbar. Während Rudolf bei diesen Grabenkämpfen seine gesamte Energie einsetzen musste, konnte ich mich gemeinsam mit den Künstlern um die vorbereitenden Arbeiten kümmern, sowie die „komplexeren“ technischen Arbeiten erledigen, wie die Seilführung zur Aufhängung der metergrossen, aufrollbaren Papierbahnen. Der Kunstdienst der Evangelischen Landeskirche kaufte die vier grossen, beidseitig bemalten Werke. In einem Buch

zur Entwicklung der Malerei in der DDR wurden die dort gefertigten Bilder als Meilenstein gewürdigt, wie mir Rudolf stolz zeigte.

Etwa im Jahr 2010 bat mich Kantor Iwer um Verzeihung für sein damaliges Verhalten. Ein für mich nur einmal erlebtes Ereignis, dass jemandem seine früheres Verhalten zur Zeit der Diktatur als falsch erkannt und zugegeben hat.

Mit dem greisen Maler Otto Niemeyer-Holstein (* 11. Mai 1896 in Kiel; † 20. Februar 1984 in Koserow) auf der Insel Usedom pflegte Rudolf regen Kontakt und erwarb für das Institut zwei Gemälde (u.a. „Die Aalstecher“). Diese Bilder sind bei den Wirren des Umzuges vom angestammten Sitz des Astrophysikalischen Institutes auf dem Telegrafenberg zur Sternwarte nach Babelsberg „verloren“ gegangen (schmücken sie nun das Haus eines ehemaligen Mitarbeiters?).

Bei Niemeyers Beerdigung lernte Rudolf dessen Schwiegertochter kennen; der Sohn konnte nicht einreisen, da er aus der DDR geflohen war und nun als Arzt in der Schweiz lebte und hierzulande wohl als „Verräter“ verhaftet worden wäre. Niemeyer-Holstein hatte einen alten grossen PKW-Volvo, dessen Überführung in die Schweiz nicht sinnvoll gewesen wäre. Die Schwiegertochter andererseits wollte das Anwesen Niemeyers weiterhin öfters besuchen und von dort mit einem PKW Ausflüge in die Umgebung unternehmen. Deshalb übergab sie das Auto Rudolf zur Pflege und auch Nutzung, um es sich gelegentlich abholen zu können.

In der DDR mit einem Volvo herumzufahren war etwas ganz besonderes, real nur dem Partei- und Staatschef vorbehalten, dem Chef der Staatssicherheit der Auslandsspionage und bestenfalls einigen der Spitzenschauspieler oder eben solchen renommierten Malern wie Niemeyer-Holstein. Rudolf bekam eine Adresse in Westberlin, über die er sich notwendige Ersatzteile beschaffen konnte. Allerdings fehlte es ihm an Geschick und Kenntnis, Reparaturen auszuführen. Beim Versuch eine Zündkerze zu wechseln, brach er ihren Porzellanschale ab, selbst einen Radwechsel, obwohl er sehr kräftig war, war für ihn eine Herausforderung. Also brauchte Rudolf einen Helfer. Er bot mir ein Abkommen an, Reparaturen an dem Auto zu erledigen, dafür würde ich es benutzen können. Das kam mir entgegen, da ich gerade kein Auto hatte.

Es dauerte nicht allzu lange, bis das erste Problem auftrat. Der Motor lief nicht mehr rund, setzte zuweilen aus. Nach der Beschreibung des Problems hatte ich den Verdacht, dass es ein Problem mit dem Vergaser sein könnte. Zuerst überprüfte ich die Zündanlage und stellte verschmorte Kontakte des Verteilerfingers und der Verteilerkappe fest, die sich leicht ersetzen liessen. Damit war das Problem nicht behoben. Folglich musste ich mir den Vergaser anschauen. Ich kannte mich bei den bei uns gängigen Vergasern aus, hatte sogar ein Buch über deren Funktionsweise und Aufbau. Die Benzinmenge wurde durch eine Nadeldüse geregelt, die ihrerseits durch einen Schwimmer in einer Benzinkammer gesteuert wurde. Mit Erstaunen stellte ich fest, dass der Volvovergaser keine Benzinkammer mit Schwimmer hatte, sondern eine Membran, die sich je nach den Druckverhältnissen im Luftansaugsystem durchdrückte und damit die Nadel in der Benzindüse bewegte. Diese Membran war rissig geworden und musste ersetzt werden. Innerhalb eines Tages brachte Rudolf die neue Membran. Ein Anruf nach Westberlin genügte und der Weg von dort nach Potsdam war für dort lebende Leute nicht weit.

Durch diese Art der Nadelsteuerung konnte ein Vergaser auch in einem Flugzeug funktionieren, welches einen Looping oder einen Sturzflug absolvierte – bei einem Vergaser mit Schwimmersteuerung unmöglich.

Meine erste Fahrt mit dem Volvo hatte ich mir verdient. Ich fuhr zu meiner Mutter in mein ehemaliges Heimatdorf jenseits des Kammes am Thüringer Wald. Dabei wählte ich nicht meine Standardstrecke von rund 320 km, sondern machte einen Umweg auf nahezu „leeren“ Strassen auf der Höhe des Mittelgebirges mit weitem Blick über die Berge oder durch kurvenreiche Strecken in den Tälern. Sanft und nahezu lautlos glitt das Auto dahin. Auf der Rückfahrt erlaubte ich mir auf der Autobahn ein klein wenig schneller als die sonst übliche Überschreitung von 20 km/h zu fahren. So zog ich langsam an den anderen Autos vorbei. Ein Fahrer jedoch, gut aussehend (Markus Wolf nicht unähnlich) und in einem neueren Volvo, wollte mich nicht überholen lassen und beschleunigte. Auf ein Wettrennen wollte ich mich nicht einlassen und reihte mich hinter ihm in die rechte Fahr-

spur ein. Als er das bemerkte hatte, bremste er abrupt und beschleunigte wieder. Auf ein solches neidgesteuertes Kinderspiel konnte ich mich allerdings nicht einlassen und ließ den eitlen Geck davonziehen.

Bei der folgenden Reparatur liess mich Rudolf erbärmlich in Stich. Bei beschleunigter Fahrt oder bergauf kamen vom Unterboden undefinierbare Geräusche. Auf dem Gelände der Sternwarte gab es eine PKW-Rampe, die unerlässlich ist, wenn man am Unterboden nachschauen wollte oder dort eine Reparatur zu erledigen hatte. Offensichtlich kam das Geräusch vom Antriebsstrang und meine Befürchtung bestätigte sich. Die Kreuzgelenke der Kardanwelle waren ausgeschlagen, ein Defekt, wie er nur bei einem technisch unversiert gepflegten Auto auftritt. Eine Reparatur, vor der mir graute. Wegen der aufwendigen Konstruktion des Autos zu hohem Komfort hatte der Volvo keine einfache Kardanwelle mit zwei Kreuzgelenken an den beiden Enden, sondern eine doppelte, also geteilte, Kardanwelle und somit ein Gelenk mehr. Rudolf besorgte vermutlich problemlos die Ersatzteile. So ein Kreuzgelenk mit seinen Nadellagern auseinanderzunehmen ist ein kleines Kunststück. Man muss die Zapfen mit einem Holz- oder Gummihammer heraus schlagen. Zum Glück stand an unserem Gebäude ein Reparaturtisch der Institutshandwerker, was ein sauberes Arbeiten ermöglichte. Als Rudolf dieses gelenkige lange Teil sah, verabschiedete er sich, er müsse noch schnell zum Bäcker ein Brot kaufen und sei bald wieder da. Diese doppelte Gelenkwelle war zwar an einem Teil festzuhalten, der andere Teil bewegte sich wie ein Schwanz herum. Da wäre eine zweite Person zum Halten notwendig gewesen. Ich wartete und wartete auf Rudolf, aber er kam nicht. Mir blieb nichts weiter übrig als alleine mit der kritischen Arbeit zu beginnen. Zu allem Pech fiel mir ein neues Teil des Gelenkes beim Zusammenfügen eines Nadellagers herunter auf den Boden, welches ich dann nur mit einem Lappen abwischen konnte, ohne es in Waschbenzin reinigen zu können. Es war Hochsommer und es blieb lange hell. Bei eingebrochener Dunkelheit vor Mitternacht hatte ich die Reparatur beendet; das Auto konnte ich von der Rampe herunterfahren.

Ich weiss nicht mehr, ob ich das Auto zu einer zweiten Fahrt benutzt hatte. Eines Tages eröffnete mir Rudolf, dass seine Frau Gudrun

nicht mehr möchte, dass ich mit dem Auto herumfahre, wobei ich mir nicht sicher gewesen bin, ob Gudrun nur vorgeschoben worden war. So kleine Lügen hatte Rudolf schon mal drauf. Offensichtlich hatte ich die Reparatur am Kardanantrieb sauber hinbekommen, es traten bis zur Verschrottung des Autos daran jedenfalls keine Fehler auf. Mit der einseitigen Kündigung unseres Vertrages brauchte ich auch keine Reparaturen mehr zu leisten.

Jahre später, wir lebten inzwischen in der Bundesrepublik, bot mir Rudolf den Volvo als Geschenk an. Da hatte ich wieder meinen Moskwitsch und auch allerhand Reparaturen an ihm und genug Ersatzteile zu Hause liegen, aber den Volvo hätte ich mir nicht leisten können.

Von den vier Besatzungszonen Deutschlands nach dem II. Weltkrieg schlossen sich die drei südlichen und westlichen zur Bundesrepublik zu einem Staat zusammen. Nur der Nordosten, die sowjetische bzw. russische Besatzungszone bildete daraufhin eine davon abgetrennte politische Einheit, deren offizielle Bezeichnung DDR für Deutsche Demokratische Republik nur zur Täuschung diene. Deshalb ich diesen Namen mied, wie übrigens auch der Chef der Bundesrepublik, der Bundeskanzler Konrad Adenauer, ebenso. Real war die sogenannte DDR eine Art sowjetische Kolonie, freilich einer moderneren Prägung, aber fast alle Merkmale eines Kolonialstatus waren erfüllt. Es gab allerdings eine spezifische Besonderheit. Die sog. DDR war in ihrem industriellen Standard der Sowjetunion weit überlegen, was trotz der kolonialen Handelsstruktur und Ausbeutung der DDR einen wesentlich höheren Lebensstandard ihrer Bevölkerung gegenüber der der Sowjetunion ermöglichte, freilich weit unter dem Niveau dem in der Bundesrepublik.

Da das Handwerk und etliche Dienstleistungsgewerke in der DDR weitgehend ausgerottet worden waren, blieb das Angebot an Wohnraum einer der schwersten Mängel. Wenn am Institut ein neuer Wissenschaftler eingestellt worden ist, war für ihn kein angepasster Wohnraum aufzutreiben. Die jungen Absolventen kamen oft nur in baufälligen Provisorien unter. Nachdem sie sich verheirateten, musste eine wenigstens kleine Wohnung gefunden werden. Wenn Kinder dazukamen, war eine grössere Wohnung erforderlich und damit ein

weiterer Umzug. Umzugsfirmen gab es nicht für das normale Fussvolk, hätte ein Wissenschaftler ohnehin aus eigenem Einkommen nicht bezahlen können. So blieb nichts weiter übrig, als ein paar Helfer zusammen zu trommeln. Ich machte auf diese Weise so sechs oder sieben Umzüge mit, die eigenen nicht mitgezählt.

Unsere Bibliothekarin am Institut gehörte zwar nicht unserer „Umzugsfirma“ an, musste sich aber als gewordener Single verkleinern. Sie hatte einen Tauschpartner für ihre Wohnung gefunden, ein Ehepaar mit zwei Kindern im selben Stadtviertel. „Gebrauchsfähige“ Bekannte hatte sie nicht, sprach aber den hilfsbereiten Rudolf im selben Institutsgebäude an. Rudolf alleine hätte keinen Umzug bewerkstelligen, jedenfalls keine Möbel durch ein Treppenhaus tragen können. Also bat er mich um Hilfe, schon in der Kenntnis, das ich bestimmt nicht absagen würde. Die andere Familie hatte ebenfalls zwei Helfer, sie selbst hatte mehr mit den Vor- und Nachbereitungen zu schaffen. Ihre Männer waren kräftig und gross, wie „Schränke“. Bei Rudolfs und meiner Ankunft standen die Möbel der Familie bereits vor dem Haus auf einer Wiese. Wir konnte die Möbel unserer Bibliothekarin dort schon herbringen und aufstellen. Am frühen Nachmittag waren wir mit ihrem Umzug soweit fertig, aber die „Schränke“ waren am Ende ihrer Kräfte angelangt und auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Die Mehrzahl der Möbel der Familie stand noch auf der Wiese vor dem Haus unserer Bibliothekarin. Rudolf und ich hätten gehen können, aber die Schränke der anderen Familie dort über Nacht stehen lassen? Also packten wir zwei die Sachen auf weitere Transporte auf und brachten sie in die nun neue Wohnung der Fremden. Bei der letzten Tour kamen wir auch langsam an das Ende unserer Kräfte. Als wir geklingelt hatten und die Frau uns ihre Wohnungstür öffnete, schwebte sie bereits im langen Abendkleid, mit Sektglas in der Hand, durch den Flur. Ich glaube mich soweit erinnern zu können, dass sie ohne ein Wort zu sagen in der Wohnung verschwand. Erinnerungen sind allerdings nicht zuverlässig, besonders wenn die Knie schlottern und der Magen zwischen den Beinen hängt.

Es war im Frühjahr 1990. Abends um 10 Uhr rief mich Rudolf an, dass am nächsten Tag im ehemaligen Stisiknast in der Linden-Strasse

54/55 eine Ausstellung von Plakaten des bekannten Grafikers Klaus Staeck eröffnet werden soll, in einem Gang aber noch Metallgitter lägen, die weggeräumt werden müssten. Ich wohnte damals in Babelsberg am Anfang der Beringstraße.

Ich fuhr also gleich los zum noch vor wenigen Wochen genutzten Untersuchungsgefängnis. In einem kleinen Eckraum stand noch ein Röntgengerät, wie sie damals in Krankenhäusern genutzt wurden. Ein aufgeklebtes Heftpflaster informierte über mit Kugelschreiber geschriebene Belichtungszeiten für verschiedene Körperteile, von Finger bis Oberschenkelknochen. Das Gerät wurde offensichtlich von Leuten bedient, die keine entsprechende Ausbildung hatten. Da kann sich nur ein Naivling fragen, weshalb man Knochen aufnehmen wollte oder musste.

Von der erwähnten Ausstellung hatte ich bei meiner Ankunft nichts gesehen. In einem Raum hantierten einige junge Frauen herum und suchten nach bestimmten Gegenständen und Materialien, wie einer Schere, einem Lineal und Schnur. Nur ein Bleistift lag herum und ein Stapel dicker Pappe und ein kleinerer Stapel Plakate. Rudolf stand ratlos herum, er wusste auch nicht woher nehmen, wenn nicht stehlen. Er hatte zwar körperlich viel Kraft und Ausdauer, bei grösserer psychischer Belastung war er schnell überfordert und haute unbemerkt ab, nachdem er uns die Gänge zeigte, an deren Wänden die Plakate aufgehängt werden sollten.

Einige Frauen wohnten in der Nähe. Sie gingen nach Hause, um benötigte Materialien zu bringen. Nach einer guten Stunde konnten wir mit der eigentlichen Arbeit beginnen, arbeiteten uns schnell ein. Als wir einen überschaubaren Anteil an Plakaten auf den Pappen aufgezogen hatten, verabschiedeten sich immer mehr Frauen, da sie zu Hause zu ihren Kindern mussten. Gegen Mitternacht waren wir nur noch ein Häuflein Helfer, etwa zu zweit oder zu dritt hängten wir schliesslich die Plakate auf. Gegen vier Uhr war die Ausstellung soweit komplett. Immerhin waren noch sechs Stunden Zeit bis zur Eröffnung.

Übrigens ist im Katalog von Klaus Staeck diese Ausstellung nicht verzeichnet.

Die Zeiten der Bedarfsgemeinschaften und gegenseitigen Hilfe gingen allmählich dem Ende entgegen. Nur Rudolf war mit seinem „Lebenswerk“ als Unterstützer der Kultur noch nicht am Ende. Eine vergoldete Figur der griechischen Siegesgöttin „Nike“ wollte er für Potsdam erwerben. Einen vortrefflichen Ort für sie fand er mit ihrem Schöpfer Wieland Förster vor der bekannten Glienicker Brücke auf der potsdamer Seite. Von Berlin nach Potsdam kommend wird man von ihr begrüßt. Von einem bekanntem Steinmetz wurde die sie tragende Säule aus mehreren Segmenten aufgestellt. Rudolf beauftragte mich, diesen Aufbau und die Montage der Skulptur fotografisch zu dokumentieren.

Soweit mir bekannt, besorgte Rudolf als letztes eine Skulptur, wieder von Wieland Förster, „Das Opfer“ (1994). Sie wurde auf dem Innenhof des ehemaligen Gefängnisses und der nunmehrigen Gedenkstätte „Lindenstrasse 54/55“ aufgestellt.

Im Jahre 1989 wurde meine erste Tochter aus meiner neuen Beziehung getauft und Rudolf ein Patenonkel, bevor er im und nach dem Zusammenbruch der DDR als einer der Aktivisten voll beschäftigt gewesen ist.

Rudolf Tschäpe war Gründungsmitglied des „Neuen Forum“, einer Massenbewegung zur Reform der DDR, die letztlich unter partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratischen Partei SDP, später SPD, den Zusammenbruch der DDR beeinflusste, bevor Helmut Kohls CDU das Steuer übernahm.